



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Beethoven, Sinfonien Nr. 4 u. 5; Concentus musicus Wien, Nikolaus Harnoncourt (2015); Sony Classical

Im vergangenen Dezember, einen Tag vor seinem 86. Geburtstag, verkündete Nikolaus Harnoncourt seinen Rückzug vom Konzertpodium. Mit diesem Schritt dürfte auch das Ende seiner fast sechs Jahrzehnte dauernden Aufnahmeleistung verbunden sein. Somit könnte dieser Mitschnitt von einem Konzert im Mai letzten Jahres in Wien zu einer Art Vermächtnis werden.

Zumindest ist es ein Bekenntnis Harnoncourts zu seinen Wurzeln. Hatte er im Jahr 1990 die Sinfonien Beethovens noch mit einem „modernen“ Orchester, dem Chamber Orchestra of Europe, eingespielt, so kehrt er jetzt auch bei diesem Komponisten zu den Originalinstrumenten des Concentus musicus zurück.

Der Concentus mit seinem grobkörnigen Klang provoziert freilich eine andere Ästhetik als das vergleichsweise elegant klingende Chamber Orchestra. Gegenüber der alten Aufnahme ist die Intensität der sowieso schon ausladenden Gestik noch gesteigert, etwa im dritten Satz der fünften Sinfonie: Wie in einem Anlauf, geradezu rezitativisch setzt hier das Streicherfugato ein. Das Ritardando zu Satzbeginn musiziert Harnoncourt noch deutlicher aus, lässt das Sforzato in den tiefen Streichern noch schärfer losplatzen. Im Finale dann ist der Triumphgestus, das „sieghafte“ C-Dur, wahrlich schwer errungen. Es wird von Harnoncourt auch nicht zelebriert, sondern mit großem Aufwand bis zum Schluss durchgeföhrt: ein erregter und den Hörer erregender Strudel mit grell schmetternden Hörnern, nervösen Streicherkaskaden und hämmerndem Schlagwerk.

Harnoncourt zeigt Beethoven hier mit jener Kompromisslosigkeit der frühen Jahre, die bei seinen Ausflügen an die Pulte der großen Sinfonieorchester ein wenig verloren gegangen zu sein schien. Beethoven mit allen möglichen Ecken und Kanten, aber auch als Stoff zum Nachdenken – diese Botschaft wird man so schnell nicht vergessen.

Andreas Friesenhagen



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Sibelius, Scaramouche op. 71; Philharmonisches Orchester Turku, Leif Segerstam (2014); Naxos

Dass es bei Sibelius nicht immer die Sinfonien sein müssen, zeigt Leif Segerstam mit seiner fünfteiligen Einspielung der Bühnenmusiken, die abseits der nach Vollständigkeit strebenden Gesamteinspielung fast vergessen scheinen. Dies gilt auch für die Pantomime „Scaramouche“ (1912/13), die mit ihrer mehr als einstündigen Spielzeit längste dramatische Komposition in Sibelius' Schaffen. Und doch handelt es sich letztlich eher um 21 Nummern kleineren Formats, in denen unterschiedliche Ausdruckssphären ausgelotet werden. Fraglos eine wahre Fundgrube und ein dankbares Repertoire, engagiert und doch angenehm abgeklärt musiziert.

Michael Kube



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Bruckner, Sinfonie Nr. 9; Mariss Jansons, Concertgebouworkest (2014); RCO live (SACD)

Wer das Concertgebouw-Orchester leitet, kommt an Bruckner nicht vorbei. Nach Eduard von Beinum und Bernard Haitink nun Mariss Jansons. Der fein glänzende, dabei so wasserklare Klang, der schon Haitinks Aufnahmen kennzeichnete, ist auch bei dieser Neunten zu hören; Jansons tendiert jedoch zu größerer Beweglichkeit im Umgang mit dem Tempo. In den großangelegten Steigerungen treibt er das Ensemble nach vorne, die weiten Melodiebögen etwa im dritten, langsamen Satz lässt er zuweilen im zügigen Flug hinter sich. Dabei könnte der Eindruck des Eiligen, Kraftlosen auch Trivialen entstehen – wenn das Orchester Jansons' Bewegtheit nicht so geschlossen und im Zusammenspiel nahezu perfekt umsetzen würde.

Clemens Haustein



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Mahler, Sinfonie Nr. 1 „Der Titan“, Blumine; Finnisches Radio-Sinfonieorchester, Hannu Lintu (2015); Ondine/Naxos (SACD)

Was für eine Gemeinheit! Da schreibt Gustav Mahler mal eines der seltenen Kontrabass-Soli in seine erste Sinfonie. Endlich einmal kann der Bassist dem Publikum sein Können zeigen, auch wenn er nur die Melodie des Kanons „Bruder Jakob“ spielt: eine Sternstunde des Kontrabasses in der Sinfonik. Aber was tut der Komponist? Er verbietet dem Solisten, ordentlich zu spielen: Schwerfällig müsse das klingen „wie das Kratzen eines Dorfmusikanten“, verlangt er. Kein Wunder, dass die meisten Bassisten den Gehorsam verweigern und stattdessen die Melodie träumerisch schwebeln lassen. Der Solist des Finnischen Radio-Sinfonieorchesters wählt einen Mittelweg zwischen Philharmonie und Dorffest. Er lässt sanft das Vibrato schwingen, setzt dabei aber fast täppisch die Akzente auf den immer gleichen Noten.

Man kann davon ausgehen, dass das beabsichtigt ist, denn es passt zum Ansatz, den das ganze Orchester unter der Leitung von Hannu Lintu verfolgt: Es ist ein Mahler auf Kuschelkurs, jedenfalls dort, wo die Musik ihn zulässt. Der erste Satz ist nimmer endendes Pfeifen, Singen, Musizieren. Keine Explosion des Frühlings hört man hier, vielmehr legt er sich über das Land wie ein buntgetupfter Schleier.

Leider hat diese Aufnahme einige klangliche Defizite, trotz des SACD-Sounds. Die tiefen Streicher in den langsamen Abschnitten des ersten Satzes grummeln irgendwo vor sich hin – was sie genau spielen, lässt sich kaum erkennen. Besser ergeht es der Harfe und den Bläsern, die so klar klingen, als stünden sie direkt im Raum. Insgesamt sind die Holz- und Blechbläser präsenter als die Streicher. Deutlich zu hören am Beginn des vierten Satzes: Pauke und Becken reißen für einen kurzen Moment den Höllenschlund auf. Aber wo sonst Horden von Geigen in Panik aufkreischen, spielen sie hier nur pflichtschuldig ihre Noten herunter. Und sogleich verflüchtigt sich der Schwefelgeruch.

Ole Pflüger



Musik
★★★★☆
Klang
★★★★

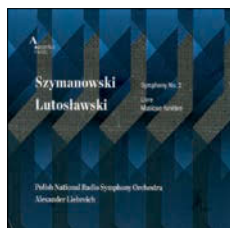
Nielsen, Sinfonien Nr. 1-6; hr-Sinfonieorchester, Paavo Järvi (2009-2013); RCA Red Seal/Sony (3 CDs)

Nach dem Nielsen-Jahr 2015 muss man sich um die Reputation dieses Komponisten wohl keine Sorgen mehr machen. Sakari Oramo (BIS), Alan Gilbert (Dacapo) und John Storgards (Chandos) haben Gesamtaufnahmen der Sinfonien des dänischen Meisters vorgelegt, und kurz vor Weihnachten kam noch ein vierter Nielsen-Zyklus auf den Markt. Er ist umso bemerkenswerter, als sich hier, zumindest auf CD, erstmals ein deutsches Orchester mit Nielsens kompletter Sinfonik auseinandergesetzt hat: das hr-Sinfonieorchester unter der Leitung von Paavo Järvi.

Järvi überzeugt mit einer imponierenden Kenntnis der Partituren, die ein Wissen um die Tücken der manchmal nicht leicht zu durchdringenden Instrumentation mit einschließt. Zwar bügelt der Dirigent an keiner Stelle die zahlreichen Ecken und Kanten der Musik glatt, doch stehen die Auffächerung des motivischen Geflechts und die Organik der Temporelationen stets an erster Stelle. Derart klug agierend, liefert Järvi zumindest in den ersten drei Sinfonien imponierend vielschichtige, ebenso temperamentvolle wie natürlich atmende Interpretationen ab. Vor allem die Dritte ist geradezu phänomenal gelungen in ihrer Realisierung der rhythmischen Sprengkräfte; endlich einmal fällt das nur scheinbar simple Finale nicht qualitativ ab.

Dieses exzeptionelle Niveau erreicht Järvi in den letzten drei Sinfonien nicht in jedem Takt. Seine dort zu Tage tretende Tendenz, die Satzschlüsse rhetorisch zu verbreitern, konterkariert ein wenig die strukturelle Logik seines Interpretationsansatzes. Doch auch die etwas weniger gelungenen Passagen unterschreiten niemals ein sehr hohes orchestrales und klangtechnisches Niveau. Die unzweifelhafte Bedeutung dieser Einspielung für die Nielsen-Diskografie wird auch durch ihre lieblose Präsentation (langweiliges Coverbild, mageres Beiheft) nicht getrübt.

Thomas Schulz



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Szymanowski, Sinfonie Nr. 2; **Lutoslawski**, Livre pour Orchestre, Musique funèbre; Polnisches Radio-Sinfonieorchester, Alexander Liebreich (2015); Accentus/Note1

Es ist ein bemerkenswertes Programm, mit dem das im schlesischen Kattowitz beheimatete Polnische Radio-Sinfonieorchester aus seinem erst 2014 eröffneten Konzertsaal einen Akzent setzt, der begeistert aufhorchen lässt. Denn nicht nur die von Yasuhisa Toyota konzipierte, bereits vielfach gerühmte Akustik des Raumes und die umsichtig agierende Tontechnik haben vorzügliche Bedingungen für die vorliegende Produktion geschaffen. Es ist vor allem der in den Streichern groß besetzte Klangkörper selbst, der seinem Ruf als eines der besten Orchester des östlichen Nachbarn in nahezu jeder Beziehung gerecht wird. So gelingt Szymanowskis üppig-überschwängliche, in ihrem Glanz an Richard Strauss erinnernde Sinfonie Nr. 2 (1909/10) sowohl in breit gefächerter Farbenpracht als auch mit dem notwendigen dynamisch-explosiven Druck. In dieser Hinsicht, aber auch instrumentaltechnisch überragt sie die 1988 im alten Saal produzierte, freilich keineswegs mittelmäßige Einspielung unter Karol Stryja deutlich (Naxos).

Eigenartig, dass dazu Lutoslawskis „Livre pour Orchestre“ gar nicht wie ein Gegensatz erscheint. Das 1968 im Auftrag der Stadt Hagen entstandene Werk mutet hier eher wie eine Fortsetzung mit anderen Mitteln an – flächiger und impressionistischer, aber gleichfalls nicht nur auf Licht und Schatten fokussiert. Alexander Liebreich gelingt hier bei einer natürlichen Abbildung des Orchesters eine erstaunlich durchsichtige Lesart, die für das Verständnis der verwobenen Partitur hilfreich ist. Mit Blick auf die Saiteninstrumente mutet die im Alltag womöglich gefährlich offene Akustik jedenfalls als Gewinn an, was mit einer ebenso klaren wie erstaunlich warmen Sicht auf die karge „Musique funèbre“ (1958) bewiesen wird.

Beckmessereien verdient nur das Booklet: So fehlen die Track-Nummerierungen, Szymanowskis Fugen-Finale wurde von den vorhergehenden Variationen erst gar nicht gliedernd abgetrennt.

Michael Kube



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Prokofjew, Sinfonien Nr. 4, 6 u. 7, Klavierkonzerte Nr. 4 u. 5; Alexei Volodin, Sergei Babayan, Mariinsky-Orchester, V. Gergiev (2012/2015); Mariinsky/Note1 (2 SACDs)

Der unermüdliche Valery Gergiev hat den Tonträgermarkt in den letzten Jahren mit zahlreichen Neueinspielungen beglückt, und viele von diesen kamen über das Niveau einer teils hastigen, teils lässigen Routine nicht hinaus. Da ist es umso erfreulicher zu berichten, dass der Dirigent und sein Mariinsky-Orchester auf diesem Prokofjew-Doppelalbum unüberhörbar mit Herzblut und Hingabe bei der Sache sind. Für Prokofjews Musik hatte Gergiev schon immer ein untüchtliches Gespür, wie etwa seine vor zehn Jahren erschienene Gesamtaufnahme der Sinfonien mit dem London Symphony Orchestra unter Beweis stellt. Dass Gergiev von einigen dieser Partituren jetzt noch detailgenauere, gedankentiefere Interpretationen vorlegt, mag vielleicht daran liegen, dass es sich durchweg um unterbewertete Werke handelt – die Sinfonien 4, 6 und 7 –, denen immer noch nicht die Gerechtigkeit widerfahren ist, die ihnen zusteht.

Dabei geht der Dirigent ungewöhnliche, teils auch extreme Wege. An das fast schleppende Tempo im Kopfsatz der Sechsten etwa muss man sich erst gewöhnen. Doch Gergiev interpretiert die Sinfonie konsequent als ein tragisches Opus – und eines der persönlichsten des Komponisten obendrein. So stehen bei ihm auch nicht die durchaus vorhandenen Effekte im Vordergrund, sondern eine gewissenhafte Aufschlüsselung der Motive und Klangfarben. Dass er in der Coda im Finale, im Gegensatz zur Partituranzeige, das Tempo drosselt, wirkt nicht etwa willkürlich, sondern angesichts seines Interpretationsansatzes nur logisch und steigert die Unerbittlichkeit der Aussage.

Auch in den Sinfonien 4 und 7 fördert Gergiev weit mehr Zwischentöne und untergründige Tragik zu Tage, als sonst zu hören ist. Demgegenüber wirken das vierte und das fünfte Klavierkonzert – mit Alexei Volodin bzw. Sergei Babayan als Solisten – wie nette Beigaben, nicht mehr und nicht weniger.

Thomas Schulz



Musik
★★★★☆
Klang
★★★★

Bach, Cembalokonzerte Vol. 3; Konzerte für zwei u. drei Cembali; T. Pinnock, M. Spaans, M. Mohlin, Concerto Copenhagen, L. U. Mortensen (2011/2013); cpo (2 CDs)

Lange hat es gedauert, bis Lars Ulrik Mortensen seine Einspielung der Cembalokonzerte beendet hat. Der erste Teil erschien bereits 2003, der zweite wurde 2005 eingespielt. Beide waren so vielversprechend, dass manch einer mit einer gewissen Ungeduld auf das Erscheinen der Konzerte für zwei und drei Cembali gewartet haben dürfte. Aber offenbar war es nicht ganz so einfach, die für BWV 1065 nötigen vier Cembalisten terminlich zusammenzubekommen. Doch das Warten hat sich gelohnt, die sehr bereifte Klangumsetzung lässt manches Werk wieder ungewöhnlich frisch erscheinen.

Dass Mortensens Lehrer Trevor Pinnock außer im Tripelkonzert BWV 1044 stets mit von der Partie ist, lässt erkennen, dass beide inzwischen auf Augenhöhe musizieren. 1981 hatte der Däne noch unter der Leitung von Pinnock die Konzerte für drei und vier Cembali mitgespielt, nun übernimmt er mit Erfolg dessen Part. Die Musiker des Concerto Copenhagen sind seit 1999 gewohnt, unmittelbar auf die Gesten ihres Leiters zu reagieren, der mit intensivem Augenkontakt dafür sorgt, dass seine Leute auch über längere Zeit vorne auf der Stuhlkante sitzen und aufeinander hören. Nur so kann es gelingen, die Affektsprache der Werke Bachs so unmittelbar und intensiv umzusetzen. Da können die Fetzen schon mal fliegen, doch erlaubt gemeinsames Atmen auch gemeinsames Schmachten – und das bekommt vor allem den langsamen Sätzen ausgesprochen gut. Das gilt freilich auch für den zarten Mittelsatz des Tripelkonzerts, in dem Mortensen von Katy Bircher an der Flöte und Manfredo Kraemer an der Violine solistisch unterstützt wird. Daraus wird dann feinste Kammermusik mit drei gleichberechtigten Partnern, die sich die musikalischen Ideen zu- und zurückwerfen. So entsteht auch hier ein echtes musikalisches Gespräch. Das Warten auf diesen Abschluss der Reihe mit Cembalokonzerten Bachs hat sich wahrhaft gelohnt.

Reinmar Emans



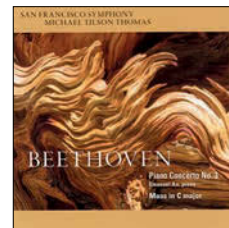
Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Mozart, Klarinettenkonzert; **Weber**, Klarinettenkonzert Nr. 1; **Widmann**, Drei Schattentänze; Jörg Widmann, DSO Berlin, Peter Ruzicka (2014/2015); Orfeo/Naxos

Nicht von ungefähr führen die beiden Klarinettenkonzerte von Mozart und Weber (Nr. 1) im Konzertsaal und in den Aufnahmekatalogen die immerwährende Hitparade der Gattung an. Beide Werke wurden inspiriert durch herausragende Interpreten: Bei Mozart war es Anton Stadler, bei Weber Heinrich Joseph Bärmann, die mit ihren außergewöhnlichen Fähigkeiten zu kompositorischen Höhenflügen anregten. Aber nicht nur die Soloparts sind außergewöhnlich, auch die ungemein farbig und originell instrumentierten Orchesterparts gehen weit über ihre Begleitfunktion hinaus. Es sind gewissermaßen Sinfonien mit obligater Klarinette – wenn sie denn entsprechend gespielt werden.

Das ist genau der Punkt, in dem sich die Interpretationen von Jörg Widmann und Peter Ruzicka deutlich vom üppig besetzten Feld der Konkurrenzaufnahmen absetzen. Als Komponisten haben beide ihren Spaß daran, die Partituren ihrer „Vorfahren“ quasi zu sezieren und wieder neu zusammenzusetzen. Hier wird Mozarts für seine Zeit ungewöhnliche Besetzung mit je zwei Flöten, Fagotten und Hörnern neben den üblichen Streichern endlich einmal in all ihren klanglichen Facetten herausgearbeitet. Nie wurde zudem deutlicher, dass Webers 1811 vollendetes op. 73 die Blaupause für die 1821 vollendete Orchesterpartitur des „Freischütz“ ist. Zu all dem gestaltet Widmann bei beiden Stücken die Solopartien mit ungemein einfühlsamer Musikalität, tonlicher Schönheit und, wo angebracht, mit zupackender Virtuosität. Alles, was sonst noch in seinem Instrument steckt, demonstriert Widmann in seinen eigenen drei „Schattentänzen“ für Klarinette solo höchst effektiv.

Holger Arnold



Musik
★★★
Klang
★★★★

Beethoven, Klavierkonzert Nr. 3, Messe C-Dur, Emanuel Ax, San Francisco Symphony & Chorus, Michael Tilson Thomas (2013/2014); San Francisco Media

Nicht alles, was live im Konzertsaal überzeugt, überzeugt in gleichem Maße als Tonkonserve. Die vorliegenden Mitschnitte aus San Francisco beweisen das erneut. Musiziert wird blitzsauber, alles sitzt, und alles klingt durchweg schön. Doch beim Hören langweilt und ermüdet das zunehmend. Beethoven kann – und sollte! – anders klingen: kantiger, mutiger, aggressiver im Klang und vor allem, was die Interpretation betrifft, feurer, begeisterter. Hier aber herrscht ein weichgespülter Verwöhnklang vor, und selbst Emanuel Ax, am Flügel wie immer sehr kompetent, vermag da nicht wirklich pointierte Akzente zu setzen oder gar den musikalischen Verlauf zu befeuern. Das ist, bei der fast unübersehbar großen und gewichtigen Konkurrenz im dritten Beethoven-Konzert, einfach zu wenig.

Bei der C-Dur-Messe steht es zwar anders, aber nicht besser. Anders, weil das Werk eher selten eingespielt und auch im Konzert nicht sonderlich favorisiert wird. Aber nicht besser, weil einen auch hier das gepflegte Musizieren bald nervt. In dieser Messe steckt doch einiges mehr – an rein musikdramatischer Glaubenskraft und auch an geistig-religiöser Intensität. Carlo Maria Giulini oder Karl Richter haben einst beides viel aussagekräftiger und berührender zu vermitteln vermocht. Und beide hatten auch kompetentere Gesangssolisten. Der vorliegende Mitschnitt aber kommt diesbezüglich über Mittelmaß – und zwar an der unteren Grenze – nicht hinaus. Zudem wäre es für Kenner vielleicht interessant gewesen, die in der neuen kritischen Urtextausgabe (Bärenreiter) vorgeschlagene (und durch neues Quellenstudium sozusagen abgesicherte) Orgelstimme miteinzubeziehen. Doch in dieser traditionellen, gepflegten Lesart von Michael Tilson Thomas haben solche gewagten Neutönereien erwartungsgemäß keinen Platz.

Werner Pfister



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Schumann, Klavierkonzert u. a.; Jan Lisiecki, Orchestra dell'Accademia Nazionale di Santa Cecilia, Antonio Pappano (2015); Deutsche Grammophon

Auch seine dritte Einspielung für die DG zeigt Jan Lisiecki als überaus ernsthaften Künstler. Der junge Kanadier und Antonio Pappano haben sich auf eine jugendlich-vorwärtsdrängende, aber nie vordergründige Lesart von Schumanns Klavierkonzert geeinigt – hier hat auch das Poetisch-Erzählende genügend Raum, Pappano und das glänzend disponierte Orchester führen mit Lisiecki einen sinfonisch verdichteten Dialog. Auch die beiden Konzertstücke erleben eine am dramatischen Puls der Musik orientierte Wiedergabe. Die gleichsam als Zugabe inszenierte „Träumerei“ wird endlich mal wieder betörend schlicht und ohne zu schleppen dargeboten. *Frank Siebert*

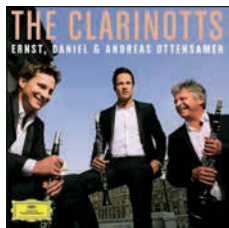


Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Schumann, Madsen, Mozart, Werke für vier Hörner und Orchester; German Hornsound, Bamberger Symphoniker, Michael Sanderling (2014); Genuin/NAI

Mit seiner Sinfonia da caccia für vier Hörner, Streicher und Kugelbüchse lieferte Leopold Mozart quasi die Blaupause für den vierstimmigen Hornsatz im Orchester ab der Romantik. Schumann lotete mit seinem hochvirtuosen Konzertstück op. 86 die Möglichkeiten des seinerzeit neuen Ventilhorns aus. Der Norweger Trygve Madsen (geb. 1940) fasste die Entwicklung des Hornquartetts von Schumann bis Strauss in einer liebevoll-angenzwinkernden heutigen Sichtweise zusammen. Vom Orchester etwas brav, vom hervorragenden Solistenquartett jedoch mitreißend zelebriert.

Holger Arnold



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

The Clarinotts, Bearbeitungen von Mendelssohn, Mozart, Doppler, Rossini u. a.; Ernst, Daniel und Andreas Ottensamer, Wiener Virtuosen (2014); Deutsche Grammophon

„The Clarinotts“ sind schon vom Kaliber der Mitwirkenden ein Klarinettenrio der Extraklasse: Vater Ernst Ottensamer und der ältere Sohn Daniel sind Soloklarinetten der Wiener Philharmoniker, Nesthäkchen Andreas spielt in gleicher Funktion bei den Berliner Philharmonikern. Geballte Klarinetten-Power ist also garantiert. Was das Ganze jedoch zum hochvirtuosen Vergnügen werden lässt, ist die hörbare Freude am gemeinsamen Musizieren. Eine Freude, die der Vater den Söhnen offensichtlich mit spielerischem Augenzwinkern vermittelt hat.

Passend dazu wird das Programm von einem „Familienstück“ eröffnet: Für Vater Heinrich und Sohn Carl Bärmann schrieb Felix Mendelssohn Bartholdy zwei prickelnd-virtuose Stücke für Klarinette, Bassetthorn und Orchester, von denen hier das erste erklingt. Die fulminante „Rigoletto“-Fantasie der Flötisten-Brüder Franz und Karl Doppler ließen sich The Clarinotts von Rainer Schottstädt für zwei Klarinetten, Bassetthorn und Orchester arrangieren, ebenso Mozarts „Soave sia il vento“ aus „Così fan tutte“. Für die italienischen Klarinetten Peri und Sacchi komponierte Amilcare Ponchielli eines der raffiniert-vertracktesten Duette der Klarinettenliteratur überhaupt. Rossinis Paradestück „La Danza“ hat sich Familie Ottensamer selbst maßgeschneidert, höchst amüsant erweitert um eine Passage aus der „Wilhelm Tell“-Ouvertüre, wiederum für zwei Klarinetten und Bassetthorn, während in Stücken von Françaix, Koreny und Bonfá auch die Bassklarinette zum Einsatz kommt. Mit einer quirligen Jagd für zwei Klarinetten beenden Andreas und Daniel Ottensamer diesen in jeder Beziehung fantastischen Klarinettenspaß.

Holger Arnold

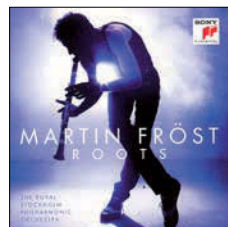


Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Lalo, Symphonie espagnole op. 21; **Sarasate**, Zigeunerweisen; **Bruch**, Violinkonzert Nr. 1; Renaud Capuçon, Orchestre de Paris, Paavo Järvi (2015); Warner Classics

Seine „Symphonie espagnole“ schrieb Edouard Lalo dem spanischen Geiger Pablo de Sarasate in die Finger. Renaud Capuçon setzt sich in dem geigerischen Bravourstück mit betont effektvoller Virtuosität in Szene, das tonliche Raffinement kommt etwas zu kurz. Ähnlich auch in Sarasates „Zigeunerweisen“, die erst im schnellen Schlussteil richtig lebendig werden. In Bruchs g-Moll-Konzert lässt Capuçon den sonoren Ton seiner Guarneri-Violine, der berühmten „Panette“ von 1737, erblühen. In einer klangvollen Interpretation, die ganz in gewohnten Bahnen verläuft. Violinbetontes Klangbild.

Norbert Hornig

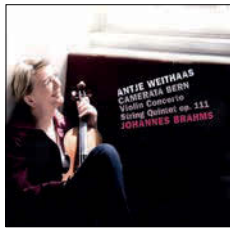


Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Roots, Bearbeitungen von Telemann, Crusell, Brahms, Schumann, Bartók, de Falla, Hillborg u. a.; Martin Fröst, Stockholmer Philharmoniker u. a. (2015); Sony Classical

Mit einem virtuoson Parforceritt versucht der schwedische Ausnahmeklarinettenist Martin Fröst die volkstümlichen Wurzeln der europäischen Musik von den Hymnen des Mesomedes auf Kreta bis heute aufzuzeigen. Erfrischend, dass er und seine Mitstreiter sich dabei völlig von jeglicher Debatte um den Originalklang befreien und sich ganz auf das Wesen der Melodien und Harmonien konzentrieren. Das Unterfangen überzeugt angesichts hervorragender Interpreten durchaus, wirkt aber gemessen am kolossalen Anspruch bei einer Stunde Spielzeit etwas kurzatmig.

Holger Arnold



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Brahms, Violinkonzert, Streichquintett Nr. 2; Antje Weithaas, Camerata Bern (2014); CAvi-music/harmonia mundi

Kann das gut gehen? Das Violinkonzert von Brahms im Konzert ohne Dirigenten aufs Podium zu bringen? Antje Weithaas hat sich diesen Schritt sicher gut überlegt. Sie ist bekannt als eine gewissenhafte, hoch seriöse Musikerin, die genau weiß, was sie will und was sie tut. Das künstlerische Ergebnis gibt ihr Recht: gewagt, gewonnen! Antje Weithaas gelingt mit „ihrer“ Camerata Bern eine grandiose Interpretation, die in ihrer Geschlossenheit, ihrem dynamischen und klanglichen Feinschliff und ihrer musikalischen Überredungskraft auf der ganzen Linie überzeugt.

Wenn man bedenkt, dass die Produktion auf einer Live-Aufnahme basiert, wird die Bewunderung noch größer. Antje Weithaas löst in dieser Einspielung all das ein, was sie im selbst verfassten Text zur CD schreibt. Man spürt sofort, dass ihr Brahms eine Herzensangelegenheit ist, nach jahrzehntelanger Beschäftigung mit der Partitur hat sie das Werk wirklich durchdrungen. Man merkt dies schon an der ganz bewusst und klar ausformulierten Orchesterexposition, die oft mehr oder weniger routiniert dahingespielt wird, bis endlich der Einsatz der Geige kommt. Nicht so hier. Antje Weithaas leitet das Orchester von der Geige aus genauso souverän wie sie ihren Part spielt, und die Musiker sitzen, sich ihrer Eigenverantwortung bewusst, hellwach „auf der Stuhlkante“. Hier ist wirklich keine einzige Note Routine. Die relativ kleine Orchesterbesetzung schmälert die sinfonische Klangdimension in keiner Weise, Flexibilität und Transparenz profitieren. Die Bläser dominieren nie, sie spielen auch leise einfach sensationell. Man höre nur den Beginn des langsamen Satzes, wo die Oboe das Thema intoniert.

Das Streichquintett op. 111 wirkt auch in der größeren Streicherbesetzung hinreißend. Süffiger Klang und subtilste Pianissimo-Spielkultur kommen hier beglückend zusammen. Brahms-Sternstunden!

Norbert Hornig



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Korngold, Britten, Violinkonzerte; Vilde Frang, hr-Sinfonieorchester, James Gaffigan (2015); Warner Classical

Das Violinkonzert von Erich Wolfgang Korngold lebt von verschwenderischer Klangpracht, hier darf sich der Solist rückhaltlos ausleben. Er darf schwelgen, schwärmen und den Ton sinnlich blühen lassen, Zurückhaltung ist da kaum angebracht. Übertreibungen aber auch nicht, denn dann versinkt Korngolds großzügig in Konzertform gegossenes Hollywood-film-Panorama in Gefühllichkeit. Vilde Frang nähert sich dieser Grenze und steigert ihre emotional hochgespannte Interpretation bis ins Ekstatische. Sie stürzt sich hinein in diese Traumwelt und lebt sich darin aus, einige Manieriertheiten inklusive. Korngolds Musik, die förmlich überquillt vor Melodien und wonnigem Klang, lädt dazu ein. Dazu kommt ein Feuerwerk an Virtuosität, das die Geigerin in den Außensätzen bravourös abbrennen lässt.

Die Kopplung des Korngold-Konzertes mit Brittens Violinkonzert ist ungewöhnlich, reizvoll und insofern plausibel, als beide Werke fast zeitgleich gegen Ende der 1930er-Jahre entstanden sind. Inhaltlich könnte der Unterschied zwischen ihnen jedoch kaum größer sein. Korngolds melodienreiches Werk strahlt den verführerischen Glanz von Hollywood aus, über Brittens hoch expressivem Violinkonzert liegt bedrohlich der Schatten des Zweiten Weltkriegs, spürbar besonders im dritten Satz, der die Form einer Passacaglia hat.

Vilde Frang verausgabte sich auch in diesem Werk, wo eingängigen melodischen Linien Schroffheiten und Kanten gegenüberstehen. Hier ist die Welt nicht so harmonisch und heil wie bei Korngold, das spürt man sofort. Bei Vilde Frang klingt alles emotional extrem zugespitzt, dynamische und farbliche Kontraste wirken stark, auch bei Britten erkundet sie unter permanenter Hochspannung die Grenzen des Ausdrucks. Aus Brittens Musik spricht etwas Existenzielles. Auch das feinnervige Spiel des hr-Sinfonieorchesters unter James Gaffigan macht dies erfahrbar.

Norbert Hornig



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Dutilleux, Tout un monde lointain; Emmanuelle Bertrand, Pascal Amoyel, Luzerner Sinfonieorchester, James Gaffigan (2014); harmonia mundi

Der 2013 im biblischen Alter von 97 Jahren verstorbene Henri Dutilleux hat bemerkenswerte Kompositionen für Cello geschrieben und Emmanuelle Bertrand als junge Cellistin 1999 persönlich kennengelernt. Der große Individualist der gemäßigten Moderne französischer Provenienz nannte ihr Spiel „eine Offenbarung“. Man kann ihm nur vorbehaltlos zustimmen, wenn man das 1967/70 für Mstislaw Rostropowitsch geschriebene Cello-Konzert „Tout un monde lointain ...“ in dieser packenden Interpretation von Bertrand mit dem Luzerner Sinfonieorchester unter Leitung von James Gaffigan hört.

Dutilleux' orchestrale Meditation über Baudelaire's „Fleurs du mal“ in fünf Sätzen ist eine wunderbare, über alle Vorwürfe des Unzeitgemäßen erhabene Musik, die Baudelaire's schwerblütige Verse in eine traumverhangene Nocturne transformiert. Die klangsinnliche Raffinesse der Instrumentation ist kein Selbstzweck, sondern pure Klangpoesie, die in der melancholisch-transzendenten Liebes-Apotheose der „Miroirs“ gipfelt. Bertrand lässt ihre Cellostimme in unzähligen Valeurs leuchten, und auch das schweizerische Orchester ist ungemein präsent, findet zu rauschhaften Tutti zusammen und glänzt im Detail mit differenzierter Vielfarbigkeit.

Auch die „Trois Strophes sur le nom de Sacher“ für Violoncello solo (1976-82), eine Hommage zum 70. Geburtstag des bedeutenden schweizerischen Dirigenten und Förderers der Neuen Musik, vermitteln den ganzen Nuancenreichtum von Bertrands Spiel. In konzentrierten Monologen enthält sie sich vordergründiger Virtuosität und frönt stattdessen der Melancholie zwischen Bach und Gegenwart. Nicht zu vergessen: eine sehr leidenschaftliche, fast überschwängliche Interpretation von Debussys Sonate für Cello und Klavier d-Moll (1915) mit Pascal Amoyel – ein tiefeschürfender Ausflug zu Dutilleux' Wurzeln.

Dirk Wieschollek